Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 62 (1991)

Heft: 10

Artikel: Schlössli Ins, Sommertagung 1991 : von Pestalozzis Begriff der Wohnstubenpädagogik zum Begriff des therapeutischen Milieus. 2. Teil

Autor: Bärtschi Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-810373

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Pestalozzis Begriff der Wohnstubenpädagogik zum Begriff des therapeutischen Milieus

(2. Teil)

Von Christian Bärtschi

Motto:
Nicht was du weisst, sondern was du bist,
macht dich zum Lehrer
(Simon Gfeller, in: «Vermächtnis»)

Wir haben das letzte Mal von der *«Heiligkeit der Wohnstube»* gesprochen. Vielleicht erinnern Sie sich in diesem Zusammenhang an Pestalozzis Klage vom *«Wohnstubenraub»* und dass die «Kraft der Wohnstuben verödet und zernichtet» sei.

Nochmals: Zweierlei Arten von Wohnstuben (gestern – heute)

Wenn wir uns, schon rein äusserlich, die heutigen Wohnzimmer anschauen – vielleicht bilden Schlössli-Wohnzimmer hier eine löbliche Ausnahme –, so enthalten sie wohl nicht mehr sehr viel «Wohnstubenatmosphäre», wenigstens nicht im Pestalozzischen Sinn.

Gründe liegen auf der Hand; der wichtigste ist wohl der, dass *die heutige Familie kaum noch ein eigentliches Zentrum innerhalb ihrer Wohnung kennt* – und wenn schon: wäre da nicht viel eher zum Beispiel an die Küche zu denken?

Versuchen wir, uns die heutige Wohnstube (Wohnzimmer? Salon? Living?) einer Schweizer Familie vorzustellen:

Die Stube ist sicher das beste Zimmer. Da ein mehr oder weniger kostbarer Teppich auf dem Boden liegt, muss man sehr Sorge tragen: Betreten ist nur in Hausschuhen erlaubt, nur mit sauberen Kleidern. Neben dem Teppich sind es ja die Möbel, die geschont werden müssen ... Auch Gemütlichkeit ist vorgesehen: die gepolsterte Sitzecke. Ob jemand von der Familie diese Gemütlichkeit schätzt? Aber da ist ja noch die Musikanlage, da sind weitere Apparate: TV, Video ... Auch ein Büchergestell darf nicht fehlen; man kennt sie, die Lederrückenbände, die dort still vor sich her verstauben. An den Wänden hängen Bilder, alte Stiche – wer weiss, vielleicht sogar ein teures Original? Und wenn wir weiter suchen wollten, würden wir vielleicht auf die gut bestückte Hausbar stossen: in einem Antikschrank, auf welchem allerlei unnütze Gegenstände stehen – Ferienerinnerungen ... Aber merkwürdig: Wenn man nicht gerade vor dem TV sitzt, ist das Wohnzimmer leer, wird es kaum benutzt, höchstens von den Eltern. Die Kinder? Die haben sich in ihre eigenen Zimmer verzogen, in ihre eigenen vier Wände, zu ihren eigenen Stereoanlagen ... Man könnte in der Schilderung moderner Wohnstuben ja noch lange fortfahren; lassen wir es für heute.

Frage: Ist das die Wohnstube, von der Pestalozzi spricht? Befindet sich hier die «Keimzelle der Menschlichkeit»?

Lassen Sie mich einen Schritt zurückgehen, zurück in der Zeit, zurück in meine Jugendzeit. Oft mutet es mich an, als wären inzwischen nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte verstrichen ...

Ich sehe es wieder vor mir, das Bergbauernhaus, in dem wir wohnten. Auch wir hatten eine Stube. Abend für Abend traf sich hier die ganze Familie, die Eltern und wir vier Kinder. In der Mitte der Stube war ein grosser Tisch, rund herum standen sechs Stühle. Auch das Bett, in welchem die Eltern schliefen, stand in dieser Stube. Abends waren die Stühle besetzt: der Vater las die Zeitung (das «Blatt») oder den Anzeiger, die Mutter strickte oder flickte. Wir Kinder erledigten die Aufgaben, lasen oder spielten zusammen. Gesprochen wurde nur wenig, und wenn, dann nur halblaut. Man musste aufeinander Rücksicht nehmen. Vielleicht schaute man vor dem Zubettgehen zusammen auf den Arbeitstag zurück oder plante den nächsten. Ab und zu sprach man von Tageserlebnissen. Vor dem Zubettgehen, das immer um die gleiche Zeit erfolgte, las der Vater ein Kapitel aus der Bibel ... Selbstverständlich lief in der Stube kein Radio, und Fernsehen gab es damals sowieso noch nicht ... Und warum traf man sich allabendlich in der Stube, weshalb sassen hier alle zusammen? Weshalb verzog sich nicht jedes möglichst rasch nach dem Nachtessen in sein Zimmer, um dort ungestört den Abend zu geniessen?

Dafür gab es natürlich Gründe – vorerst einmal äussere, rein äussere Gründe ...

- die Stube war, neben der Küche, eigentlich der einzige Raum, der bewohnbar war. Natürlich gab es daneben noch der «Gaden», in welchem wir Kinder schliefen. Aber dieser Gaden war kein Wohnraum, sondern wurde ausschliesslich zum Schlafen benutzt ...
- die Stube war das einzige geheizte Zimmer im Haus, wenn man vom warmen Stall absieht. In der Küche war es kalt; im Winter war das Wasser in der Küche oft eingefroren. Im Gaden war es kalt. In der Stube aber stand der Ofen, den man heizen, auf dem man die nassen Kleider trocknen und auf den man sich setzen konnte, wenn es einen fror ...

Und das vielleicht Wichtigste:

- in der Stube brannte die einzige Lampe, die wir damals im Haus hatten (ausser der Stallaterne).

Es war dies in einer Zeit, in welcher es in den Bergen noch nicht überall elektrisches Licht gab. Die Petrollampe war die einzige halbwegs gute Lichtquelle, um die man sich einfach versammeln ***musste,*** wollte man nicht schon mit den Hühnern zu Bett gehen. Und diese Lampe verströmte ein wunderbar mildes, behagliches, leicht rötliches Licht: ein wohliges Licht, welches natürlich nicht alle Ecken ausleuchtete, sondern die ganze Familie unter ihren Lichtkegel einlud ...

Sie sehen: Die äusseren Umstände trugen ein Wesentliches dazu bei, diesen Raum zu einer Stube zu machen – zur ***Wohn-Stube.***

Fassen wir zusammen: Was machte diesen Raum zur Wohnstube, zum Zentrum, zur «Mitte» des Hauses?

- die Wärme
- das Licht
- die Möglichkeit bzw. der Zwang, sich hier zu begegnen, hier allabendlich zusammenzukommen.

In der Stube vereinigte sich die Familie, hier musste man sich begegnen, ob man wollte oder nicht, ob es einem angenehm war oder nicht. Hier wurden auch Unstimmigkeiten ausgetragen, hier konnte man sich nicht ausweichen . . .

Ich habe mich oft gefragt, was uns zum Beispiel das elektrische Licht gebracht hat. Natürlich empfand man es als eine grosse Erleichterung, dass nun plötzlich und nur mit Knopfdruck jedes Zimmer des Hauses, jeder Raum taghell beleuchtet werden konnte. Aber was passierte dadurch in familien- bzw. gruppensoziologischer Hinsicht? «Mitte» und «Zentrum» gingen dadurch verloren; *der elektrische Segen leistete der Vereinzelung Vorschub. Man müsste das einmal untersuchen. Es ist ja symptomatisch, dass man heute immer wieder zur Kerze greift, wenn man Gemütlichkeit, Gemeinschaft, Initimität herzustellen sucht.* «Kerzenkultur» ist Gemeinschaftskultur, ist eine der Antworten auf unsere hellerleuchtete Nachtwelt . . .

(Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Was in meiner Schilderung vergangener Zeiten vielleicht etwas romantisch – zu romantisch – klang, hatte natürlich auch seine Schattenseiten. Die «gute alte Zeit» war ja eben alles andere als nur gut. Aber davon will ich jetzt nicht sprechen. Selbstverständlich trauere ich dieser Zeit auch nicht nach; ich sehne mich auch nicht unbedingt zurück ins Zeitalter der Petrollampe . . .)

Trotzdem nehme ich an, dass Pestalozzi von einem ähnlichen Wohnstubenbegriff ausgeht. Die Wohnstube als ***Mitte,*** als ***Zentrum,*** als ***Herz*** der Familie gleichsam – und auch des pädagogischen Geschehens. Allerdings weit weniger des bewussten pädagogischen Geschehens. Allerdings weit weniger des bewussten pädagogischen «Zugriffs» als vielmehr der unbewussten, unbeabsichtigten erzieherischen Prozesse, die mehr im Sozialen, im Gemeinschaftsleben ihren Ursprung haben. Der bekannte Berner Lehrer und Psychoanalytiker ***Hans Zulliger*** prägte den Begriff der *«Erziehung nebenbei»,* der *«Therapie nebenbei»* – wobei er nicht etwa meinte, Erziehung «unter anderem» oder Erziehung nur mit der linken Hand betrieben, sondern wörtlich: *Erziehung neben* und *bei.* Der Erzieher ist ***neben*** dem Kind und ***bei*** dem Kind. Er praktizierte «Erziehung nebenbei» mit seinen kindlichen Patienten auf langen Wanderungen, bei gemeinsamen Unternehmungen, im Spiel. Und dabei kam es zu «unbeabsichtigten», spontanen Gesprächen, die weit mehr brachten als geplante, eingefädelte Therapiesitzungen . . .

Pestalozzi hat den Begriff der «Wohnstube», wie wir bereits gesehen haben, ins Mystisch-Religiöse überhöht. Der moderne Mensch aber hat mit solchen Begriffen seine liebe Mühe – schon rein sprachlich. Die Gefahr, dass die «Wohnstube» zu einem leeren, vielleicht noch folkloristischen Begriff wird, ist sicher vorhanden. Ist er also gewissermassen «ersatzlos» zu streichen?

Wir wissen, dass wir in der Erziehung auch heute noch – und heute vielleicht mehr denn je – dieses «Zentrum», diese «Mitte», dieses «Herz» brauchen. Es geht auch heute nicht ohne «Wärme», «Licht» und «Mitte». Es braucht auch heute noch den «pädagogischen Raum», wo Begegnung möglich wird und geschehen kann. Wir haben vorgestern und gestern von Willi Vontobel ein neues Wort für einen alten Inhalt kennengelernt: es heisst: ***«Therapeutisches Milieu».***

Ich will seine Ausführungen nicht wiederholen. Ich möchte versuchen, einfach noch ein paar weitere Gedanken in diesem Zusammenhang zu stellen; ich werde auch hier versuchen, immer wieder bei Pestalozzi anzuknüpfen.

«Therapeutisches Milieu»

Ich möchte mit ***zwei Beispielen*** aus dem Heimalltag beginnen:

- Ich stehe mit Predrag, einem schwer behinderten Buben, auf der grossen Terrasse vor dem Weissenheim: Frühling, Sicht auf die Berner-Alpen, auf die Stadt, aufs Bundeshaus, auf einen Teil des Aaretals . . . Predrag: Gäll, Herr B., von hier aus sieht man die ganze Welt . . . Was will er damit sagen? – Ich bin im Zentrum, im Mittelpunkt, ja: Ich bin der Mittelpunkt, der wichtigste Punkt auf dieser Erde . . .

- Ich fahre mit meiner 4jährigen Tochter Franziska nach Köniz und will vor der Bank parkieren. Vor dem Gebäude hat es drei unbesetzte Parkfelder . . . Wo soll ich jetzt parkieren, frage ich zum Spass . . . Auf dem mittleren Feld, antwortet sie spontan und selbstverständlich . . . Weshalb gerade dort? will ich wissen . . . He, denk weil es dort am wärmsten ist . . . In der «Mitte» ist es warm, da kann mir nichts geschehen . . .

Der Begriff des «Therapeutischen Milieus» enthält die beiden Worte: ***Therapie und Milieu.***

Zum Begriff der Therapie

Unter den Begriffen Therapie, therapieren verstehen wir eine Handlung, die sich zum Ziel setzt, einen Menschen zu behandeln, in Richtung ***Gesundheit*** *zu behandeln.* Wer in die Therapie geht, erhofft sich einen gesundheitlichen Erfolg, wobei es sich um ein physisches oder psychisches Leiden handeln kann. Aber was tue ich eigentlich als Therapeut? Kann ich einen Menschen gesund machen? Liegt der Schlüssel zum Erfolg bei mir, dem Therapeuten? Erikson, der berühmte Psychoanalytiker und Psychotherapeut, hat einmal gesagt: *«Jeder Patient braucht seine eigene therapeutische Methode».* Das ist sicher eine sehr wichtige und gute Haltung, aber was drückt sich darin aus? Doch nichts anderes, als *dass der Ansatz zur Besserung, zur Gesundung im Kranken selber liegt: in seinen Bedürfnissen, aber auch in seinen Möglichkeiten.*

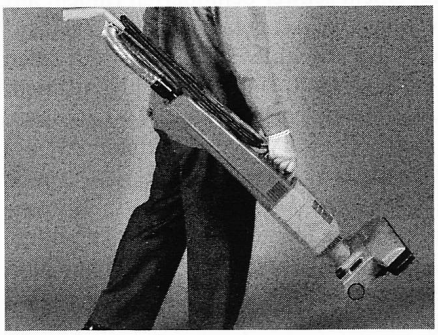
Der Begriff Therapeut/Therapie stammt aus dem Griechischen. «Therapoon» heisst aber wörtlich übersetzt: ***Diener, Genosse, Begleiter.*** Der Therapeut ist nicht mit dem Arzt, dem «Medikus» zu verwechseln. «Medikus» heisst: derjenige, der die Herren heilt.

«Therapeutisch» heisst also: dienend, begleitend, beistehend

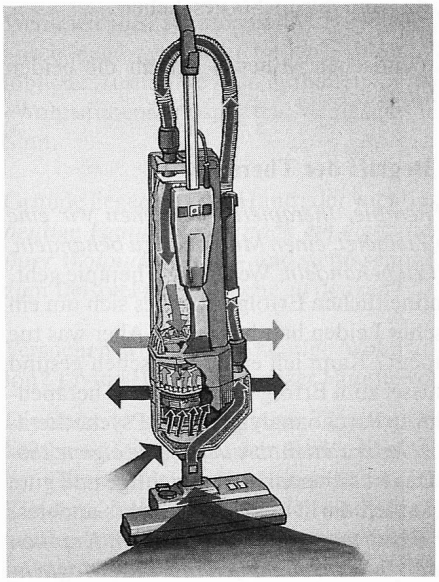
Der Arzt und Psychotherapeut ***Petersen*** spricht vom Therapeuten als vom *«Gefährten des Leidens».* Der Therapeut nimmt also nicht in erster Linie Leiden, Schmerz weg, sondern begleitet den Menschen in diesen Situationen. Therapie ist also kein einmaliger Akt; der Therapeut ist kein «Wundermensch», der mit einer Wunderpille und kühnem Griff die Sache in einem einmaligen Akt wieder in Ordnung bringt. *Therapie ist eine Haltung der* ***Dauer;*** der Therapeut der ***teilnehmende Begleiter.*** Er ist da, steht

TASKI tapitronic: Der zuverlässige Saugprofi für den täglichen Grosseinsatz

Universell und flexibel: Dank integriertem Handabsaugsystem.



Am praktischen Handgriff kann das 6,5 kg leichte Gerät bequem getragen werden.



Der By-pass-Saugmotor hat dank getrennten Luftströmen eine lange Lebensdauer.

Ein elektronisches Kontrollsystem schützt zuverlässig Teppich und Bürstenmotor.

Ein Schrägstellen der Führungsstange genügt - und der Bürstenmotor setzt kraftvoll ein. Dann saugt er kompromisslos Teppiche, Böden und Möbel bis zum letzten Stäubchen sauber. Und weil sich seine rotierende Walzenbürste stufenlos der Art des Teppichs und der Florhöhe anpassen lässt, bringt er auf jeder Oberfläche seine volle Leistung. Auch an schwerzugänglichen Stellen: Sein nur 8 cm hoher Saugfuss gelangt auf seinen vier Rollen problemlos unter Möbel und Heizkörper. Das integrierte Handabsaugsystem erreicht auch jenen Schmutz, der sich in Nischen und Spalten versteckt. Dabei verhindert eine separate Luftkühlung auch bei intensivstem Einsatz eine Ueberhitzung des Getriebes. Und da durch Trennen von Saug- und Kühlluft keine Staubpartikel in den Motor eindringen, hat dieser eine hohe Lebensdauer. Gute Gründe, Ihre Partner von Lever Sutter einmal anzurufen. Sie beraten Sie gerne.

TASKI

Lever Sutter

System-Hygiene

LST 1291

Lever Sutter AG, 9542 Münchwilen, Telefon 073/27 27 27, Telefax 073/27 22 53

zur Verfügung, wenn man ihn braucht. Er ist in erster Linie ***Begegnender.*** Therapie in diesem Sinne verstanden hat etwas mit «Wohnstuben-Atmosphäre» zu tun. Wohnstube ist nun aber nicht mehr ein bloss geographischer oder architektonischer Ort, sondern eine menschliche Dimension, eine tiefmenschliche Haltung ... Und in diesem Sinne ist jeder wirkliche Erzieher, jeder Lehrer Therapeut, Begleiter, wachsamer, teilnehmender Begleiter ...

Man spricht in diesem Zusammenhang auch etwa von «therapeutischen Menschen». Im Buch «Lebensbegegnungen mit Professor Eymann» ist der Schaffhauser Carl Oechslin mit einem Beitrag vertreten, den er mit «Freundschaft mit einem therapeutischen Menschen» betitelt. Was ist ein «therapeutischer Mensch»? Oechslin schreibt im Zusammenhang mit seiner Begegnung und Freundschaft mit Friedrich Eymann: «Neben der absoluten Unbestechlichkeit und geradezu zwingend-offenbaren Verpflichtung an die ***Wahrhaftigkeit*** in seiner ganzen Erkenntnishaltung ist auch die überall spürbare, Lebenswärme ausströmende ***Liebe zu allem Keimenden und Werden-Wollenden*** zu nennen, jene echteste pädagogische Haltung, die für jede Lebensbegegnung mit Professor Eymann als so typisches und eindringliches Erlebnis immer wieder zu erfahren war ...» Diese «Liebe zu allem Keimenden und Werden-Wollenden» charakterisiert den «therapeutischen Menschen» sehr schön. Man könnte auch sagen: *«Therapeutische Menschen» sind Menschen, in deren Nähe es mir wohl ist, bei denen ich mich wirklich geborgen fühle und die mir Orientierung geben.* Und hier möchte ich Sie noch einmal an die Pestalozzi-Fabel erinnern: Das Kind, das zwischen Mutter und Tante sitzt, von ihnen Wärme und Schutz erfährt, erlebt «therapeutisches Milieu», lebt in einem «therapeutischen Milieu» ...

«Therapeutische Menschen» orientieren mich, sagte ich. Worauf orientieren sie mich? Oder, anders gefragt, worauf orientiert der «therapeutische Erzieher» das Kind?

Zum Begriff des Milieus

Damit kommen wir zum zweiten Begriff, zu demjenigen des ***Milieus.***

Milieu heisst bekanntlich einmal: Umgebung (man spricht von gutem, schlechtem, förderndem, schädigendem Milieu), Umfeld – wir sprechen ja auch immer wieder von ***milieugeschädigten*** Kindern. Milieu heisst aber auch ***Mitte*** («Le milieu du monde»), ***Zentrum ...***

Sie spüren: auch in diesem Begriff klingt Pestalozzis «Wohnstube» an. Im «Stanserbrief» schildert er seine anfängliche Hilflosigkeit all diesen verwahrlosten Kindern gegenüber. Aber, so schreibt er, «sie (die Hilflosigkeit) nötigte mich meinen Kindern alles in allem zu sein. Ich war vom Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte ...»

«Therapeutisches Milieu» wird durch «therapeutische Menschen» erschaffen, erschlossen. *Und das «therapeutische Milieu» wäre demnach der Ort, der es mir erlaubt, meine Mitte, mein Zentrum, mein Ich bzw. mein Selbst zu suchen, zu finden, zu leben. Und der «therapeutische Mensch» ist derjenige, der mich dorthin begleitet – nicht in sein Zentrum, sondern zu mir, in mein Innerstes.* Begleiten heisst ja: sich auf den anderen einlassen, sich auf *seinen* Weg begeben, von sich selber zunächst absehen.

Die Frage könnte sich nun stellen: Wie werde ich zum «Begleiter», zum «Therapeuten», zu demjenigen Menschen, der andere – Kinder, Behinderte, Alte – in ihre «Mitte» begleiten kann. Kurz: Wie werde ich zum «therapeutischen Menschen»? Selbstverständlich gibt es da keine allgemeingültigen Rezepte, wenigstens habe ich keine anzubieten. In der Erziehung, in der Selbsterziehung ist es nicht so wie beim Kuchenbacken. Ich kann höchstens andeuten, in welche Richtung ein diesbezügliches Suchen zu gehen hätte.

Die entscheidenden Fragen in diesem Zusammenhang werden sein: Kenne ich ***mein*** Zentrum, ***meine*** Mitte, ***mein*** Gleichgewicht? Bin ich auf dem Weg dorthin? Ankommen bedeutet nichts, auf dem Weg sein alles ... («Der Weg ist das Ziel»).

Eine chassidische Erzählung

Es gibt eine wunderschöne chassidische Geschichte, von Martin Buber aufgezeichnet:

Dem frommen Rabb Eisik aus Krakau wurde im Traum eingegeben, nach Prag zu gehen: Dort, unter der grossen Brücke, die zur Königsburg führt, würde er einen verborgenen Schatz entdecken. Der Traum wiederholte sich dreimal, so dass sich der Rabbi entschloss, nach Prag aufzubrechen. In Prag angekommen, fand er die Brücke, aber er wagte sich nicht zu graben, weil sie Tag und Nacht von Posten bewacht war. Da er aber begann, Tag für Tag den Boden der Umgebung aufzugraben, zog er schliesslich die Aufmerksamkeit des Hauptmanns der Schildwache auf sich, der ihn freundlich fragte, ob er etwas verloren habe. Unbefangen und voller Vertrauen erzählte ihm nun der Rabbi seinen Traum. Der Offizier trat einen Schritt zurück und lachte: Du armer Kerl, bist du wirklich tagelang gewandert und hast deine Sohlen verschlissen, nur weil du einen Traum gehabt hast? Welcher vernünftige Mensch wird schon einem Traum Glauben schenken? Und zum Beweis seiner «Aufgeklärtheit» fügte er hinzu: Auch ich hatte einen Traum, in welchem mir eine Stimme befahl, nach Krakau zu gehen und dort im Haus eines jüdischen Rabbis, genannt Eisik, nach einem grossen Schatz zu suchen. Der Schatz solle im schmutzigsten Winkel hinter dem Ofen versteckt sein ... Aber als vernünftiger Mensch schenke er dieser Stimme und diesem Traum keinen Glauben – wo käme man da auch hin! Da dies der Rabbi vernahm, verneigte er sich tief, dankte dem Offizier und beeilte sich, nach Krakau zurückzukehren. Er grub in dem vernachlässigten Winkel seines Hauses und entdeckte den Schatz, der all seinem Elend ein Ende bereitete ...

In einem Kommentar zu dieser Geschichte heisst es:

Der wahre Schatz, der unser Elend und Leiden beendet, ist niemals weit fort; er ist in keiner entfernten Gegend zu suchen; er liegt im innersten Winkel unseres eigenen Hauses verborgen: das will sagen, in unserem eigenen Wesen. Und er liegt hinter dem Ofen, dem leben- und wärmegebenden Zentrum unseres Daseins, dem Herzen des Herzens – wenn wir nur zu graben verständen. Aber da ist die seltsame und hartnäckige Tatsache, dass nur nach einer gläubigen Reise in eine entfernte Gegend, ein anderes Land, eine fremde Landschaft uns der Sinn der inneren Stimme enthüllt werden kann, die unser Suchen lenken soll ...»

> Wenn du zu andern gut bist, bist du am besten zu dir selbst.
>
> BENJAMIN FRANKLIN

Es geht hier um die Frage der *Selbsterfahrung,* der *Selbsterkenntnis,* oder – wenn sie wollen – der *Selbsterziehung,* der Selbsterziehung im weitesten Sinn. Selbsterziehung nicht im Sinn scheinbarer Vervollkommnung, sondern im Sinn von Ganzheit, Ganzwerdung, was, wie wir alle wissen, die Polaritäten Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Helle und Dunkelheit einschliesst.

C.G. ***Jung*** sagt in seinen Schriften zur Erziehung:

«Erziehung ist zu 90 Prozent Selbsterziehung»

– und: «Nur wer selbst erzogen ist, kann andere Menschen erziehen». Dem ist wohl nichts beizufügen; es zeigt aber, dass ich als Lehrer, als Erzieher, als Therapeut immer wieder bei mir, mit mir beginnen muss. Mein Unterricht, meine Betreuung, meine Therapien sind so viel wert, wie ich wert bin . . . Das meint wohl auch das chinesische Sprichwort:

«Wenn ein rechter Mann sich verkehrter Mittel bedient,
so wirken die verkehrten Mittel recht;
wenn ein verkehrter Mann die rechten Mittel gebraucht,
so wirkt das rechte Mittel verkehrt . . .»

Biographische Notizen zu Pestalozzis Werdegang

Ich habe jetzt schon oft Pestalozzis ***«Stanserbrief»*** erwähnt. Ich möchte jetzt noch etwas auf die Bedeutung dieses «Stanser-Erlebnisses» im Leben Pestalozzis eingehen.

Was bedeutet das Erlebnis Stans in Pestalozzis Biographie?

Pestalozzi wurde 1746 in Zürich geboren. Bereits im Alter von fünf Jahren verlor er seinen Vater. Er wuchs dann vor allem bei seiner Mutter und der berühmten Magd «Babeli» auf, wobei sein Grossvater, reformierter Pfarrer in Höngg, Pestalozzis Mutter bei der Erziehung der drei Kinder behilflich war.

Nach Schulen und Studienzeit in seiner Vaterstadt – er studierte vor allem Philologie und Philosophie – beschloss er, sicher unter dem Einfluss von Rousseaus Gesellschaftskritik und Naturphilosophie, Landwirt zu werden. Er wird also zum «Aussteiger», was damals wohl noch aufsehenerregender war als heute. In Kirchberg bei Burgdorf absolviert er beim aufgeklärten Bauern Tschifferli eine landwirtschaftliche Lehrzeit, heiratet dann, nach einer turbulenten Verlobungszeit, die reiche Bürgertochter Anna Schulthess. Mit ihr zieht er aufs Land, wird Landwirt in Mülligen (AG) und später auf dem Neuhof. Aber Pestalozzi ist kein Landwirt, kein Wirtschafter in engeren Sinn. Misserfolge – vorauszusehende – stellen sich ein; die Geldgeber lassen ihn fallen – der Bankrott droht. Auch sein anschliessender Versuch, den Neuhof in eine Armenanstalt zu verwandeln, in ein Heim für arme und verwaiste Kinder, scheitert; nach 6 Jahren, 1780, muss die Anstalt geschlossen und der Hof liquidiert werden.

Pestalozzi ist auf dem Nullpunkt – immer wieder wird er, Zeit seines Lebens, äusserlich auf dem Nullpunkt sein. Aber immerhin: er hat erste pädagogische Erfahrungen sammeln können – und nicht nur das: tiefen Einblick hat er getan in die äussere und innere Not und Armut der Landbevölkerung; er hat das Elend nicht nur als distanzierter Beobachter registriert, sondern miterlebt, miterlitten. Und er hat die Einsicht gewonnen, dass dem Volk «aufgeholfen» werden muss und dass er, Pestalozzi, dazu Entscheidendes beizutragen habe. Er hat seine wahre Berufung erkannt; nicht auf dem Höhepunkt des Erfolgs, sondern auf den Trümmerhaufen seiner bisherigen Versuche. Und auch, wenn er jetzt vor dem Nichts steht: Er gibt nicht auf – wie er überhaupt nie aufgeben wird; noch als Greis, mit über 80 Jahren, wird er einen Neuanfang wagen. Ja, man hat den Eindruck: je tiefer er jeweils äusserlich fällt, desto sicherer erwachsen ihm innere, schöpferisch-produktive Kräfte. Auf ihn, wie kaum auf einen anderen Menschen, trifft das schöne Rilke-Wort zu:

«Sein Wachstum ist: der Tiefbesiegte
von immer Grösserem zu sein . . . («Der Schauende»)

Es folgt nun die Zeit des Schriftstellers Pestalozzi – sie wird fast 20 Jahre dauern. Es entstehen wichtige, grundlegende Werke pädagogischen, philosophischen, anthropologischen und politisch-sozialen Inhalts.

1780 erscheint «Die Abenstunde eines Einsiedlers». Sie atmet in mancher Hinsicht noch den Geist Rousseaus. 1781–87 arbeitet er am vierteiligen Volksroman «Lienhart und Getrud». Der Erfolg dieses Werkes ist ausserordentlich. Es wird zum richtigen «Bestseller» – es ist in dieser Zeit das meistverkaufte deutschsprachige Buch. Ist Pestalozzi zufrieden mit seinem Erfolg, mausert er sich zum erfolgreichen Romanschreiber durch? Nein, denn auch sein Roman ist kein Selbstzweck; er möchte etwas bewirken damit. Er lässt sich keinen Moment als Dichter feiern; an äusseren Erfolgen ist er nicht interessiert. Rastlos geht er weiter. Es folgen politische Schriften. In Europa brennt es; die französische Revolution hält den Kontinent in Atem. Zunächst begrüsst er diese radikale Umwälzung; die Parolen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit stehen auch auf seinem Programm. Ja, 1792 wird Pestalozzi – als einziger Schweizer – zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt. Er verfasst ein Memorandum zuhanden der französischen Nationalversammlung, reist nach Paris und anerbietet sich dort, in Sachen Volksbildung «Licht zu geben». In einem «Flugblatt an das französische Volk» macht er ganz praktische Vorschläge. Da er weiss, dass es Brüderlichkeit nur geben kann, wenn alle genug zu Essen haben, weist er auf die ausserordentlichen Möglichkeiten des Kartoffelanbaus hin. Wörtlich schreibt er: «Vatterland, sowie du 'aux armes' . . . rufst, also rufe: 'Auf zum Herdöpfelbau'!» Aber die grossen Hoffnungen werden enttäuscht; Napoleon, der dort inzwischen das Sagen hat, lässt ausrichten, er könne sich nicht in das ABC eines Schulmeisters einmischen. Und in der Tat: Letztlich ist die Kluft zwischen diesen Männern unüberbrückbar. Napoleon will das Chaos von aussen, Pestalozzi von innen heraus ordnen. Sie wissen, wieviel Blut diese äussere Ordnung Europa gekostet hat . . .

1797 erscheint Pestalozzis philosophisches Hauptwerk. Es trägt den programmatischen Titel: «Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts». In ihm sucht er zum wirklichen Wesen des Menschen vorzustossen. Hier entwickelt er eine spirituelle Anthropologie: Was ist der Mensch, und welches sind die Gesetze seines Wachsens? Welches sind die Möglichkeiten des Menschengeschlechts? Hier formuliert er erstmals die berühmte «Dreistufentheorie»: der Mensch als «Werk der Natur», als «Werk der Gesellschaft» und, als Krönung, den Gedanken der absoluten Individualität: der Mensch als «Werk seiner selbst». In diesem Buch korrigiert er auch das pessimistische Menschenbild, das wir aus «Lienhart und Gertrud» kennen. Es fehlt uns hier die Zeit, vertiefter auf dieses Buch einzugehen; bis heute gilt es aber als eines der grundlegendsten pädagogisch-philosophischen Werke überhaupt. Wer Pestalozzi verstehen will, kommt nicht um dieses Buch herum. Aber merkwürdig: Das Buch bleibt ohne Resonanz. Man schätzt zwar den unterhaltsamen Erzähler, aber was soll diese gedankenschwere, dunkle Abhandlung?

Pestalozzis Stanser-Erlebnis

Pestalozzi ist inzwischen über 50jährig – und immer noch fehlt ihm die Möglichkeit, sein innerstes Anliegen, die Erziehung, die Volkserziehung in die Tat umzusetzen.

1798, endlich, ist äusserlich das entscheidende Schicksalsjahr im Leben Pestalozzis. Endlich erhält er die Gelegenheit, pädagogisch tätig zu sein; er wird diese «Bahn» bis an sein Lebensende nicht mehr verlassen.

1798 ist auch für die Schweiz ein Schicksalsjahr: die Revolution greift auf die Schweiz über. In den Geschichtsbüchern lesen wir, es sei das Jahr des «Untergangs der alten Eidgenossenschaft». Französische Truppen überfluten die Schweiz und schaffen eine einheitliche «Helvetische Republik». Hier und dort regt sich aber der Widerstand gegen diese neue, aufgezwungene Ordnung: insbesondere im Wallis und in der Innerschweiz. Der Aufstand wird aber durch französische Truppen brutal zerschlagen. Insbesondere Nidwalden erlebt Schreckenstage: raubende, brennende, mordende Truppen treiben ihr Unwesen. Man erzählt sich, die nächtliche Brandröte von Stans sei bis nach Aarau sichtbar gewesen. Dort gewahrte sie ein Mann, der sich seit Jahren danach sehnte, tätig in die Not der Welt einzugreifen. Es ist Pestalozzi; er eilt nach Stans, sammelt dort die verwaisten und verwahrlosten Kinder um sich und versucht, ihnen Vater und Mutter zu ersetzen. Am 7. Dezember 1798 beginnt Pestalozzi dort ein Werk, das – trotz seiner Kürze; es dauert knappe 6 Monate – unauslöschbar in die Geschichte der Pädagogik und der Menschlichkeit eingehen wird. Es ist das für die weitere Entwicklung Pestalozzis entscheidende STANSER-ERLEBNIS.

Zum äusseren Ablauf nur so viel:

Pestalozzi, dem reformierten «Ketzer», wie es hiess, wird im katholischen Stans ein altes, baufälliges Kloster angewiesen. Zusammen mit einer Haushälterin hat er hier zeitenweise an die hundert Kinder zu betreuen – Tag und Nacht, werktags und sonntags. Er beschreibt die Kinderschar folgendermassen:

«Ich musste im Anfang die armen Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts zum Teil heimschicken. Diese alle kamen dann am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Die meisten dieser Kinder waren, da sie eintraten, in dem Zustand, den die äusserste Zurücksetzung der Menschennatur allgemein zu seiner notwendigen Folge haben muss. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, dass sie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Kröpfen, viele mit Hudeln, die mit Ungeziefer beladen waren, viele hager, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst und Stirnen voll Runzeln des Misstrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falschheit gewöhnt; andere vom Elend erdrückt, duldsam, aber misstrauisch, lieblos und furchtsam. Zwischen hinein einige Zärtlinge, die zum Teil ehemals in einem gemächlichen Zustand lebten; diese waren voll Ansprüche, hielten zusammen, warfen auf die Bettel- und Hausarmen-Kinder Verachtung, fanden sich in dieser neuen Gleichheit nicht wohl, und die Besorgung der Armen, wie sie war, war mit ihren alten Geniessungen nicht übereinstimmend, folglich ihren Wünschen nicht entsprechend. Träge Untätigkeit, Mangel an Übung der Geistesanlagen und wesentlicher körperlicher Fertigkeiten waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eins das ABC. Von anderm Schulunterrichte oder wesentlichen Bildungsmitteln der Erziehung war noch weniger die Rede . . .»

Erkennen Sie in dieser Schilderung gewisse Schlössli-Kinder wieder?

Sechs Monate dauert dieses einmalige, einzigartige Experiment, dann nimmt es ein abruptes Ende – einmal mehr siegt die Staatsraison über Mitmenschlichkeit. Das Kloster wird «dringend» anders gebraucht; es wird in ein Lazarett, in ein Militärspital verwandelt; noch während Pestalozzi mit seinen Kindern, mit seiner «Grossfamilie» in den Klosterräumen weilt, werden die ersten Kriegsverwundeten hereingetragen . . .

Pestalozzi wird auf die Strasse gestellt, die Kinder kehren zurück ins Elend. Einmal mehr steht er vor dem Nichts; im Gurnigelbad, wo er anschliessend während ein paar Wochen zur Erholung weilt, hält er Rückschau. Er schreibt dort seinen «Brief an einen Freund», den sogenannten «Stanserbrief»; wir wissen heute nicht mehr mit Sicherheit, wer dieser Freund in Wirklichkeit war.

Der Brief ist ein Rechenschaftsbericht. Mit seinen rund 30 Seiten gilt er heute noch als eines der konzentriertesten Dokumente pestalozzischer Gesinnung; in ihm ist eigentlich keimhaft schon alles enthalten, was später – in Burgdorf, Münchenbuchsee, vor allem aber dann in Yverdon – zu höchster Blüte gelangen soll.

Betrachten wir zum Schluss noch kurz ein paar mir wesentlich scheinende Gesichtspunkte, was den eigentlichen Inhalt des Briefes betrifft.

Das ganze «Erlebnis Stans» steht zwischen zwei Sätzen; es ist in zwei Sätzen des Briefes ausgedrückt. Das plötzliche, schmerzhafte Ende drückt Pestalozzi gleich im Eingangssatz des Briefes folgendermassen aus:

«Freund, ich erwache abermals aus meinem Traum, sehe abermals mein Werk zernichtet und meine schwindende Kraft unnütz verschwendet . . .»

Wir spüren den Schmerz und die völlige Resignation, mit denen Pestalozzi auf die intensiven Monate zurückschaut.

Der andere Satz, den ich meine, betrifft den Anfang, drückt aus, mit welcher Gesinnung Pestalozzi damals, im Dezember 1798 ans Werk ging:

«Ich ging gern . . . Mein Eifer, einmal an den grossen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen . . .!

Zwischen diesen beiden Sätzen liegen, wie gesagt, knappe 6 Monate: 6 Monate unbedingten Einsatzes, 6 Monate Versuch, 6 Monate «Versuch und Irrtum» gar, wie man heute modernerweise sagen würde. Er schreibt darüber:

«Gebildete Schulleute konnten mir nicht helfen. Mit rohen und ungebildeten war natürlich noch weniger auszurichten. Ich hatte keinen bestimmten und sicheren Faden, den ich einem Gehülfen hätte an die Hand geben . . . können. Ob ich also wollte oder nicht, ich musste erst eine Tatsache durch mich selbst aufstellen . . . Es konnte mir in dieser Stellung im wesentlichen kein Mensch helfen. Ich musste mir selbst helfen . . .»

Pestalozzis 3 Stufen im Ringen um «Therapeutisches Milieu»

Was will er denn eigentlich, dieser Pestalozzi, mit diesen Dutzenden von verwaisten und verwahrlosten Kindern? Nichts mehr und nichts weniger als dies: Er will ihnen «Wohnstube» geben, er will eine «Wohnstuben-Atmosphäre», ein «Therapeutisches Milieu» schaffen.

Und welche «Mittel» setzt er dafür ein – vor bald 200 Jahren – und mit welchem Erfolg? Im folgenden Satz sind sowohl «Mittel» als auch «Erfolg» zusammengefasst:

«Ich war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell ändern, als die Frühlingssonne den erstarrten Boden des Winters. Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr . . .»

Das «Herz» als «Mittel» – genügt das? Pestalozzi, der in anderen Zusammenhängen immer wieder von *«Herzenseseln»* spricht, welche der Sache der Erziehung mehr schaden als nützen . . .

Das «Herz»: das ist Gesinnung, Einstellung, Bereitschaft – nein, es genügt nicht, das gute Herz, aber es ist unabdingbare Voraussetzung. Denn misstrauisch ist Pestalozzi allen «künstlichen Hülfsmitteln» gegenüber, die die Stelle des «Herzens» einnehmen, also pädagogischen Tricks, Techniken usw. Was er will, ist gleichsam die *«pädagogische Ursituation»*. Er will «bloss die die Kinder umgebende Natur, die täglichen Bedürfnisse und die immer rege Tätigkeit derselben selbst als Bildungsmittel . . . benutzen.»

Was heisst nun das ganz praktisch?

Es geht um «Wohnstube», es geht um «therapeutisches Milieu». Pestalozzi entwirft im folgenden einen 3-Stufen-Plan, den er seinem Wirken, seinem pädagogischen Ansatz zugrunde legt. Ich habe den Eindruck, dass auch noch heute, 1991, dieser Ansatz das Allermodernste ist, was wir im Pädagogischen zur Verfügung haben – auch wenn wir uns heute vielleicht anderer Worte oder anderer Begriffe bedienen. Er schreibt:

«Meine diesfällige Handlungsweise ging von dem Grundsatz aus:

(1. Stufe:)

«Suche deine Kinder zuerst weitherzig zu machen . . .»

Wie erreicht man das? Nicht in erster Linie durch Worte, sondern durch die «Befriedigung der täglichen Bedürfnisse», meint Pestalozzi. Dadurch werden die Kinder empfindungs- und erfahrungsmässig innerlich gegründet. Kinder müssen also als erstes lernen, Vertrauen zu haben; sie müssen mit den Erwachsenen «gute Erfahrungen» machen. Sprich also zuerst das ***Herz*** an . . .

REDI AG Treuhandbüro
für Heime, Kliniken und Kurhäuser
–eine echte Erleichterung
für Sie: unsere
Pensionären-Fakturierung
REDI AG 8500 Frauenfeld
Telefon 054 21 09 21

Fazit: ***Ohne gegenseitiges Vertrauen entsteht keine Wohnstubenatmosphäre, entsteht kein therapeutisches Milieu . . .*** (vgl. Ursula Kobbe, Sie brauchen Liebe, S. 82: «Langsam wird mir klar, dass an diese Kinder vorläufig mit dem Religionsunterricht überhaupt nicht heranzukommen ist. Sie müssen erst einmal einen Menschen kennenlernen, dem sie restlos vertrauen können, der sie versteht und nicht allein lässt»)

(2. Stufe:)

«Gewöhne den Kindern viele Fertigkeiten an . . .»

Fördere die Selbsttätigkeit. Kinder müssen Vertrauen entwickeln in das, was sie selber können. Das vermittelt ihnen äussere und innere Sicherheit. Gerade im heilpädagogischen Zusammenhang hört man von den Kindern immer wieder: «Das kann ich nicht, dazu bin ich zu dumm . . .» usw. Es geht hier also im pestalozzischen Sinn um die ***Hand.*** Fazit: ***In der Wohnstube, im therapeutischen Milieu muss das Selbstvertrauen der Kinder wachsen, müssen sie Vertrauen zu sich selber entwickeln.***

(3. Stufe:)

«Zuletzt . . . komme mit den gefährlichen Zeichen des Guten und Bösen, mit den Worten . . .»

Es scheint, dass in Pestalozzis Konzept der «Wohnstube» bzw. des «therapeutischen Milieus» das Schwatzen, das Theoretisieren, das «Maulbrechen» nicht im Vordergrund steht. Und wenn schon Worte, so «knüpfe diese an die täglichen häuslichen Auftritte und Umgebungen an, und sorge dafür, dass sie deinen Kindern klarer machen, was in ihnen und um sie vorgeht . . .» Und dann kommt das berühmte Wort mit den «Nächten durchwachen», das wir bereits gehört haben. Hier geht es im übertragenen Sinn, um den ***Kopf*** bzw. um den ***Geist*** – womit die «Trias» der Pestalozzischen Begriffe vollständig wäre.

Liebe Zuhörer, ich denke, dass Sie bemerkt haben, dass Pestalozzi hier, im Rechenschaftsbericht von Stans, die berühmte Reihenfolge ***Kopf, Herz, Hand*** auf den «Kopf» stellt. Es heisst hier: ***Herz*** als Mitte, als Zentrum, als Ausgangspunkt für alles Pädagogische, dann **Hand** und zuletzt **Kopf.** Ich denke, wenn wir das beherzigen, sind wir auf der «richtigen Bahn», den Kindern das zu bieten, was sie auch heute noch brauchen: Wohnstube, therapeutisches Milieu.

Ich fasse zusammen:

Sowohl «Wohnstube» als auch «therapeutisches Milieu» bezeichnen in erster Linie Haltungen und nicht «Orte». Haltungen, die letztlich auf die Mitte, die Individualität des zu Begleitenden hinzielen. Dazu gehören:

- das wirkliche ***Wahrnehmen*** des anderen
- das wirkliche ***Interesse*** am anderen
- das wirkliche ***Ernstnehmen*** des anderen
- das wirkliche ***Glauben*** an den anderen
- das wirkliche Bemühen, die ***Bedürfnisse, Möglichkeiten*** und ***Grenzen*** des anderen zu spüren . . .

Und das Medium, durch dies alles geschehen kann, ist die Liebe. Sie ist gleichsam der «Betriebsstoff» aller Pädagogik. Freilich nicht irgendeine Liebe – sondern Liebe im Sinne Pestalozzis: er bezeichnet sie als ***sehende Liebe.***